

Glaube in Freiheit

*Christsein und Kirche
aus meiner Perspektive*

Heinz Lederleitner

Im Fragen, Zweifeln und Verzweifeln der Suchenden verbirgt sich eine Kraft, anders als in der Gewissheit derer, die das Suchen für überflüssig erklären. Dazwischen steht, angefochten von beiden, der Glaube in Freiheit, stets bedroht und gerade dadurch stark.

Heinz Lederleitner

Leibnitz, im März 2015

Vorwort

Dies ist eine Einladung. Und damit auch eine Diskussionsgrundlage.

Sie geht an alle, die sich bisher schon mit christlichen Glaubensinhalten befasst haben und sich vielleicht auch befassen mussten. Also an diejenigen, die als Kinder getauft wurden und dann durch Religionsunterricht und Lebenserfahrung kritisch geworden sind. So haben manche von ihnen ein distanzierendes Verhältnis zum Christentum und zur Kirche ihrer Herkunft. Vielleicht gehören Sie zu diesen.

Diese Einladung geht auch an alle, die bisher noch wenig Näheres wissen. Glaube, Christentum, und Kirche erscheint immer wieder in den Medien, wenn es um Spektakuläres und Skandalöses geht. Und auch dann, wenn außergewöhnliche Menschen als „Heilige“ in unseren Gesichtskreis treten und Bewunderung hervorrufen. Mutter Theresa, die große Gestalt praktizierter Nächstenliebe, Martin Luther King mit seinem Einsatz für die Bürgerrechte, um nur zwei von ihnen zu nennen. Was steckt dahinter? Was sind die christlichen Kraftquellen? Dieser Frage wird hier nachgegangen.

Immer wieder habe ich, der ich mich als gläubiger Christ bekenne, im Gespräch erfahren, dass man meine Art zu glauben für ungewöhnlich hält. Für mich ist dies zur Herausforderung geworden: Ich werde daher in den folgenden Kapiteln darstellen, wie diese Sicht des Glaubens beschaffen ist. Und dann, warum ich denke, dass diese Art christlichen Glaubens vernünftig und auch für Sie nachvollziehbar sein kann.

Manches von dem, was Sie lesen werden, wird neue Fragen bei Ihnen auslösen und das ist gut so. Durch diese Fragen entsteht ja jene Dynamik, die zu neuen Gesprächen und damit zur Bildung von Gemeinschaft anregt. Und es sind ja gerade die kleinen Gemeinschaften, in denen neue Ideen entstehen, die uns weiter bringen.

Und wenn dies geschieht, haben meine Überlegungen ihren Zweck erfüllt.

Glaube – Lösung oder Problem?

Glauben heißt nichts wissen, sagt ein Sprichwort. Ich möchte es abändern: Glauben heißt „nicht wissen“. Die großen Lebensentscheidungen hängen damit zusammen, dass wir etwas nicht wissen. Partnerwahl, die Gründung einer Firma, die Entscheidung für ein Projekt: Wir sind darauf angewiesen, Vertrauen zu haben in die Zukunft. Natürlich muss dieses Vertrauen begründbar sein. Dabei spielen Erfahrungen eine wesentliche Rolle. Genauso ist es mit dem Glauben im christlichen Sinn. Der christliche Glaube ist zunächst das Vertrauen in das Leben, das uns geschenkt wurde und zugemutet ist. Und das Vertrauen, dass die Herausforderungen des Lebens nicht größer sind als die Kräfte, die uns zufließen. Wir Menschen sind das Produkt einer Geschichte der Entwicklung des Universums und des Lebens, sagt uns die Wissenschaft. Im gläubigen Vertrauen können wir sagen, dass hinter den Prozessen der Selbstorganisation der Materie eine Urkraft steht, die wir mit dem traditionellen Wort „Gott“ bezeichnen. Niemand kann und darf jemand zu diesem gläubigen Vertrauen verpflichten, aber es gibt auch keine naturwissenschaftliche Begründung, dieses gläubige Vertrauen als tatsachenwidrig auszuschließen. Aber auch die Entscheidung, das Leben als ein uns

zugefallenes Geschick und somit als „Zufallsprodukt“ anzunehmen, ist möglich. Diese atheistische Position kann mit hohen ethischen Maßstäben gelebt werden. Und auch eine gläubig - vertrauende Grundhaltung macht niemand automatisch zu einem besseren Menschen. Niemand hat Gott je gesehen, das steht auch in der Bibel. Daher sind wir, wenn wir vom Sehen der Augen ausgehen, Nicht-Wissende, mit einem Fremdwort „A-gnostiker“.

Jenseits der augenscheinlichen Wirklichkeit etwas zu entdecken, ist ein Wunsch vieler Menschen. Das Geheimnisvolle zieht uns an. Wer sich auf eine solche Suche einlässt, wird den weiteren Gedanken folgen können:

Wir Menschen haben eine Sehnsucht nach dem Sinnvollen, dem Beständigen, dem Ewigen. Es ist uns möglich, zu empfinden, dass uns diese Sehnsucht von einem höheren Wesen ins Herz hinein gelegt wurde. Dies ist poetische Sprache und keine Begründung für die Existenz dessen, was wir „Gott“ nennen. Denn es gibt keinen „Gottesbeweis“, aber auch keinen „Gegenbeweis“. Oft wird argumentiert, dass es eine „Projektion“ sei, wenn man von der Sehnsucht nach dem Ewigen ausgehend auf dessen Existenz schließt. Doch, ist es nicht genauso eine „Projektion“, zu

denken, dass es keinesfalls das geben darf, wonach sich Menschen sehnen?

In unserer modernen Lebenswelt ist es nicht mehr sinnvoll, sich unter „Gott“ etwas Bildhaftes vorzustellen – kein alter Mann mit Bart und dergleichen. Auch ist „Gott“ kein Substantiv, kein „Hauptwort“, sondern kann viel eher als Verb, als „Zeit – Wort“ verstanden werden, als Vorgang, als „Prozess“, der das Leben ermöglicht. Einer, der ein Freund des Lebens ist, „liebt alles, was ist“ und ruft diese unsere Welt ins Sein. Trotz all dem, was uns widersinnig erscheint und wo wir mit uns selbst nicht im Reinen sind – das meint die Bibel mit Sünde - macht er/sie/es – die unerklärliche Urkraft, es möglich, sie zu erahnen und anzurufen.

Die Bibel

Die Bibel der Christen benützt einen alten Mythos, um dies alles zu beschreiben. Ihre Erzählungen von der Erschaffung der Welt und der Menschen, von „Adam“ und „Eva“ halten dramatisch fest, dass unser Leben von allem Anfang an faszinierend schön, göttlich, natürlich, erotisch geprägt, und zugleich gefährdet und bedroht ist, mit Anstrengungen und mit Daseinsängsten verbunden. Die uns mitgegebenen gegensätzlichen Wünsche nach Individualität und Autonomie einerseits und nach Dazugehören und Geborgenheit andererseits werden von Gott wohlwollend begleitet. Auch wenn wir nicht in paradiesischer Unschuld leben können, selbst wenn wir es wollten: Wir können dieses Leben mit seinen „Disteln und Dornen“, mit seinen Schmerzen und selbst dem Unerträglichen, annehmen. Das muten uns die Texte zu – sie können als „Zumutung“ empfunden werden, wollen aber gerade dadurch Mut machen. Mut zur Annahme des Problematischen als erster Schritt zur Veränderung. Gott sorgt für die aus dem Paradies Getriebenen mit Rücken und Fellen, er lässt sie nicht nackt und hilflos durch die Welt gehen.

In immer wieder neuen Anläufen sprechen die biblischen Erzählungen des Alten Testaments von den Erfahrungen der Menschen mit der Sphäre des Göttlichen. Weil Gefahr und Gewalt in der Lebenswelt der Natur und des Menschen ein Faktum ist, kommt es auch immer wieder zur Identifikation Gottes mit der Todesgewalt und dem Versuch, sich diese anzueignen, Herr über Leben und Tod zu sein. Die kulturellen Formen der Blutrache, die Todesstrafe, das Recht des Stärkeren: „Sein Wollen wie Gott“ nennt die Bibel diese Gefühlswelt, und beschreibt sie in der Gestalt des fallenden Engels Luzifer. Er, der dieses täuschende Licht der Gewalt mit Gott identifiziert, wird vom geheimnisvollen Engel Michael, dessen Name bedeutet „wer ist wie Gott“ aus dem Himmel, der Sphäre Gottes, gestürzt. Im Töten und in allen Drohungen mit der Gewalt steckt nichts Göttliches. Und auch eine Opferhaltung, mit der man sich Gottes Liebe und ein gutes Geschick verdienen möchte, führt ins Leere, das wird in der Geschichte vom Opfer Kains erzählt, das bei Gott keinen Anklang findet. Nur das, was Menschen mit ihren Opfern beabsichtigen, nämlich Liebe, Dankbarkeit und Bitte um Vergebung von Schuld vor Gott zu bringen, gilt in seinen Augen als wertvoll. „Liebe will ich, nicht Opfer.“ Daher gilt auch bis

heute: Guter Umgang mit den Mitgeschöpfen, in biblischer Sprache „Barmherzigkeit“ ist mehr wert als alle Opfer.

Wir sind in den modernen demokratischen Lebenswelten der Sphäre der Gewalt nur oberflächlich entkommen, immer wieder kann sie dort ausbrechen, wo ungerechte Verhältnisse „zum Himmel schreien“, und der Zorn darüber zu Mord und Totschlag verleitet, Dies wird beispielhaft erzählt in der Geschichte von Mose, der einen ägyptischen Sklavenaufseher erschlägt. Eine Tat, die nichts an den Gewaltverhältnissen und –strukturen verändert. In einer Welt, in der „Auge um Auge“ vergolten wird, sind am Ende alle blind, so sagt es der mit der Bibel vertraute Inder Mahatma Gandhi. Dieser Zustand von Blindheit, in der wir im Kreis gehen und Böses mit Bösem vergolten wird, heißt in der biblischen Sprache das Leben unter dem „Zorn Gottes“. Dieser flammt auf und vergeht, kein bleibendes Verhängnis charakterisiert die menschlichen Lebensverhältnisse. Mag es auch generationenübergreifendes Unheil geben, es hat keinen endgültigen Bestand. Das Böse hat keine Ewigkeit.

Die biblischen Geschichten sind inspiriert durch das Suchen nach Autonomie und selbstverantworteter

Lebensgestaltung, sie denken es zusammen mit dem Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geborgenheit: So erzählen sie von den in Ägypten versklavten Israeliten und ihrem Schrei nach Freiheit. Sie berichten von ihrem Auswandern aus der Sklaverei im Vertrauen auf einen Gott, der mit ihnen geht. Er, der „Gott der Väter“, der Gott ihrer Gemeinschaft, ermöglicht ihnen die Suche nach einem Land, in dem sie in Freiheit und Frieden leben können, dem Land, „wo Milch und Honig fließen“. Verbunden sind also Freiheitsliebe und Gottesbeziehung. Er, den sie als „Gott mit uns“ empfinden, gibt ihnen durch sein Gesetz - 10 Gebote - die Grundlage zur Gerechtigkeit, zu einem selbstverantworteten Leben. Keine Jenseitsvertröstung, das Leben der Gerechten soll sich hier und heute lohnen. Diese Idealvorstellung bleibt allerdings problematisch, weil mit dem Anspruch auf Lebensglück verbunden. Aber die Erfahrung zeigt: Der Gerechte gedeiht nicht immer wie die Palme, ganz im Gegenteil kann selbst der vorbildlichste Mensch ein Schicksal erleiden, das ihn „als von Gott geschlagen und gebeugt“ erscheinen lässt. Es sind prophetische Menschen, die darüber philosophieren, mit Gott streiten und hadern. Immer wieder versuchen sie zu verstehen und zu erklären, warum nicht nur der einzelne, sondern auch das

ganze „Gottesvolk“ immer wieder Phasen der Erniedrigung und Gottverlassenheit erlebt

Das vollendete Ideal des gerechten Menschen kann von niemand erreicht werden, so zeigt es die Erfahrung der Geschichte bis heute. Wir bleiben heute, auch der bemühteste Mensch, eingebunden in eine Welt der Ressourcenzerstörung und der Ausbeutung der Schwachen und haben alle mehr oder weniger Anteil daran. Und die Lebensgeschichte jedes einzelnen Menschen ist im Rückblick betrachtet für den Nachdenklichen mit Fragen verbunden: Wäre nicht zumindest da und dort eine andere Entscheidung besser gewesen? Kann ich bedingungslos zu mir stehen? Wie kann mein Leben gelingen? Und wie geht es mit mir weiter, in diesem und nach diesem Leben, wenn ich mir selber etwas nicht verzeihen kann? „I did it my way“, auf die mir bestmögliche Art und Weise, mag ein Trost sein, ist aber keine Antwort.

Den Fragen nach der Rechtfertigung der eigenen Existenz mit ihren Brüchen und Unvollkommenheiten geht das Neue Testament nach. Nicht in der Form weiser Sprüche und moralischer Handlungsanweisungen, sondern mit Erzählungen und Reflexionen über Jesus. Dieser „neue Wein“ will die

alten Denkbahnen überwinden helfen. In diesen bleiben die Menschen von Gott immer getrennt, selbst wenn sie versuchen, als Gerechte durchs Leben zu gehen. Das Neue Testamentes bietet einen neuen Zugang: Gott will das Getrenntsein der Menschen von ihm überwinden. So wird uns Jesus als ein Mensch vor Augen gestellt, der innerlich von Gott durchdrungen war. Er ließ die Zeit seines Lebens zur Zeit Gottes werden. Er erweckte das „Zeitwort“ Gott zum Leben, in menschlicher Form und Existenz, „geboren von einer Frau“. Und zugleich endgültige Verwirklichung Gottes in der Welt. Jenseits dieser bleibt Gott geheimnisvoll verborgen, aber für Jesus als dessen liebevoller Vater und Vater aller Menschen, als „Gott für alle und mit allen“ erfahrbar. Insofern wird in der christlichen Sprache von Jesus als dem „Sohn Gottes“ gesprochen.

Durch Jesus, so empfinden es Christen, hat Gott endgültig „sein Gesicht gezeigt“. Und es war ein Gesicht, das sich denen gegenüber geöffnet hat, die keine Zuversicht mehr hatten, ihr Leben gemäß anerkannten Idealen meistern zu können. In biblischer Sprache werden diese Menschen „Sünder“ genannt und insofern sind wir alle auch „Sünder“ – wir können auch in unserer Zeit nicht so leben, wie wir gerne leben wollten, nachhaltig wirtschaftend,

sozial gerecht, partnerschaftlich richtig, alles bleibt bestenfalls eine Zielvorstellung. Und nicht jeder kann im Nachhinein betrachtet auf alles stolz sein, was in seinem Leben geschehen ist. Menschen wie du und ich, mit Licht- und Schattenseiten, hat sich Jesus zugewandt, sich auf ihr Leben und die Gemeinschaft mit ihnen eingelassen, mit ihnen gegessen und getrunken. Die Begegnungen mit ihm waren für viele heilsam und trostreich, für manche aber auch eine Provokation. Religiöse Autoritäten fühlten ihre Autorität durch Jesus in Frage gestellt, manche nahmen dies zum Anlass für Nachdenklichkeit, viele wollten aber bei dem bleiben, was sie für die einzig richtige Tradition hielten.

Jesus wurde aus diesen Gründen von den religiösen und politischen Autoritäten nicht anerkannt, er wurde zur tragischen Figur, zum Gescheiterten. Er, der das wahre Gesicht Gottes gezeigt hat, wurde mit den wahren Gesichtern derer konfrontiert, die an ihren Vorstellungen fest hielten. Vorstellungen von der „richtigen Religion“, Vorstellungen von „politischer Realität“. Ihnen war es ein Ärgernis, sich im Spiegel seines Gesichtes in ihrer Armseligkeit zu erkennen. Jesus, wie er als historische Figur erkennbar ist, war ein Mann, durchdrungen von seiner jüdischen Religion, aufrecht und wahrhaftig,

kompromisslos, tapfer, er durchschaute die Logik der Gewalt und hat ihr widerstanden. In Vielem war seine Botschaft nicht neu, sondern betont jüdisch: Gott als Vater der Armen und Kleinen, in manchem war sie universal: Gottes Wirken geht über die jüdische Gemeinschaft hinaus. Die um ihn herum entstandene Bewegung musste er immer wieder neu orientieren, die Jünger, die meinten, ihn schon verstanden zu haben, wurden immer wieder neu von ihm irritiert. Die größte und bleibende Irritation ist seine Verurteilung zum Tod.

Seither bleibt im Bereich der historischen Ereignisse nur Ratlosigkeit. Soll man ihn als einen gescheiterten Erneuerer der jüdischen Religion anerkennen oder bezweifeln, dass sich durch sein Leben überhaupt etwas Wesentliches ereignet hat? Soll man ihn als Boten der göttlichen Liebe bewundern und ihn als Freund der Armen zum Vorbild machen? Ist er ein universeller spiritueller Meister der Menschheit oder hat er sein eigenes Ziel, die erneute Sammlung und Einigung des jüdischen Gottesvolkes, einfach nicht erreicht?

Die Christen

Der christliche Glaube ist im Bereich solcher Fragen entstanden und hat sich in verschiedenen Formulierungen um eine neue Sicht bemüht. In Anknüpfung an die oben gestellte Frage, ob Menschen überhaupt je ihren eigenen Idealen gerecht werden können – oder: ob sie jemals vor Gott als Gerechte da stehen können – geben Christen die Antwort: Nein, dies ist nicht möglich. Wir bleiben immer hinter unseren eigenen Idealen, Ansprüchen und Zielvorstellungen zurück, wir bleiben auch vor dem göttlichen Wirken zurück, niemand ist voll in der Lage, alle göttlichen Potenziale, die in ihm stecken, zu verwirklichen. Am Ende unseres Lebens werden wir wohl mit Schrecken sehen, was aus uns hätte werden können, wenn wir ganz offen für das göttliche Wirken gewesen wären. In der Bibel wird diese Erkenntnis mit dem Wort „jüngstes Gericht“ bezeichnet. Aber, so drückt es der christliche Glaube aus, Jesus kann unser „Retter“ sein. Sein ganzes Leben und auch sein tragisches Sterben sind bei Gott gut aufgehoben. Jesus lebt in der Wirklichkeit Gottes weiter, er ist in diese Wirklichkeit hinein gestorben, er ist „auferstanden“. Sein Leben bei, mit und in Gott zeigt: Es gibt keinen Riss mehr zwischen Gott und Mensch, keinen Widerspruch, der so groß wäre, uns endgültig

von Gott zu trennen, wenn wir gläubig vertrauend auf die göttliche Wirklichkeit unser Leben gestalten. Die Spannung zwischen der Autonomie, die wir brauchen, um als Individuen leben zu können, und der Bezogenheit auf Gott, der mit dem, was er uns schicksalhaft zumutet, uns auch zum dunklen Rätsel werden kann, können wir, so gut es geht, bewältigen – das bedeutet: wir sollen unserer inneren Stimme, unserem Gewissen folgen. Und nach der Einsicht in vergangenes Versagen eröffnet uns das gläubige Vertrauen einen neuen Weg – in christlichem Sprachgebrauch: Buße – in heutiger Sprache: Neuorientierung des Lebens.

Christenmenschen brauchen also keine „Hölle“, um aus Angst vor Strafe „gut“ zu sein. Welche Art von „Gutsein“ wäre das? Die „Hölle“, die als Gegenbild zum „Himmel“ entwickelt wurde, war der Versuch, einen Zustand zu denken, in dem es keinen Ausweg gibt, ein „Eingeschlossen sein“ ohne Perspektive. Kein Christ ist verpflichtet, daran zu glauben, dass es Menschen gibt, für die ein solcher Zustand „ewig“ ist – wiewohl „Hölle auf Erden“ leider eine erfahrbare Realität sein kann.

In der Entstehungsphase des christlichen Glaubens wurde dieser als große Befreiung von den

Schicksalsmächten und bisherigen Göttern empfunden. Frühe Christen erschienen daher gemessen an den Maßstäben bisheriger Religiosität als Atheisten. Ihre kleinen Gemeinden waren trotz aller Diskussionen – und derer gab es fast zu viele – Orte gegenseitiger Unterstützung. Zunächst eine kleine jüdische Sekte, drangen vor allem durch den gebildeten Juden Paulus christliche Vorstellungen in die griechisch – römische Welt vor. Paulus war nach einem überwältigenden Erlebnis, das Christen als „Bekehrung“ bezeichnen, zum Verkünder Jesu geworden. Er hatte die Überzeugung gewonnen, dass Jesus der Gesalbte Gottes sei und in ihm alle Menschen zu einer neuen Schöpfung gerufen sind. Es gibt in der Auffassung von Paulus keine Grenzen mehr zwischen Juden und Nichtjuden, sobald man sich im Namen Jesu zu Gott bekennt. Diese Erfahrung ermöglicht der Geist Gottes, Paulus spricht von einer Geistkraft, einem „heiligen Wind“, wer von diesem erfasst wird, kann nach einem Ritus des Eintauchens in Wasser – Taufe – sich zu denen zählen, die zu Jesus, dem „Christus“, dem „Gesalbten Gottes“ gehören, der als „der Herr“ bezeichnet wird und über allen Schicksalsmächten steht. Die Gruppe von Menschen, die diesem Herrn zugehörig ist, nannte sich Kirche – bis heute.

Die Vorstellung Gottes erhielt nun gemeinschaftliche Züge: Kein einsamer Weltenherrscher, sondern „Gott in Beziehung“, „drei – einig“, Ursprungslos den Ursprung der Welt ermöglichend, in ihr als gestaltende Kraft, als „Logos“ gegenwärtig, und mit seinem heiligen Atem, Wind und Feuer alles durchdringend. Bis heute bleibt dies ein wesentliches Kennzeichen des Christentums: Religiöse Feiern im „Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ zu beginnen und mit dem Segen des dreieinigen Gottes zu beenden.

Christengeschichte I: Miteinander und Trennungen

In den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entfalteten die christlichen Gemeinschaften verschiedene Akzente in ihrer Umwelt. Sie waren dabei beeinflusst von den geistigen Strömungen und Philosophien in jener Epoche. Zur gleichen Zeit mussten die verschiedenen mündlichen Überlieferungen über Jesus schriftlich festgehalten werden. Dies geschah nach der Überwindung der Auffassung, dass Jesus rasch und unmittelbar als Vollender der Welt wiederkommen würde. Und nach der Entstehung verschiedener Texte über Jesus, die sich als „Frohe Botschaft“ bzw. „Gute Kunde“ bezeichneten, ein damals gebräuchlicher Begriff, mussten sich Christen darüber einigen, welche Texte unter der Wirkung des Geistes Gottes entstanden waren. Diese Herausforderungen wurden noch verstärkt durch Zeiten der Verfolgung, in denen überzeugte Christen, verursacht durch die Politik der römischen Herrscher, ihr Leben ließen.

Die ersten drei Jahrhunderte der Christenheit waren also gekennzeichnet durch große Spannungen, in denen die Frage nach der Autorität in der Glaubensgemeinschaft Kirche laut wurde. Dabei kristallisierten sich in einem längeren Prozess die

Ämter von Bischof, Priester und Diakon heraus und es kam zunächst unreflektiert und später auch bewusst gesteuert zu einer Trennung von Geistlichkeit, sogenannten Klerikern und Laien. Dabei waren die Kleriker der ersten Jahrhunderte Familienväter, erprobte Männer, die unter Mitwirkung der Gemeinde, also der „Laien“ in ihr Amt kamen. Die Bischöfe trafen bei strittigen Fragen zu Bischofssynoden zusammen, allmählich entstanden auf Grund des langen Bestandes von Bischofsitzen sogenannte Patriarchate: Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel und Rom. Der Schwerpunkt der Christenheit war zunächst in der östlichen Hälfte des römischen Reiches angesiedelt, der Sitz des römischen Patriarchen war nur einer unter anderen, es gab kein Papsttum im heutigen Sinn. Die Darstellungen von „Päpsten“ seit der Zeit des Apostels Petrus, der die Gemeinde von Rom begründete, ist eine Propaganda der römisch-katholischen Kirche.

In Ägypten entstanden erste Bewegungen von Christen, die ein bewusstes Leben in der Einsamkeit suchten. Dies wurde nicht gleich als besonders wertvolle Form des christlichen Lebens wahrgenommen, erst allmählich fanden diese „Väter in der Wüste“ und „Mönche“ (von Monacos –

Einzelner) durch ihren Rat, also durch ihre seelsorgliche Tätigkeit, Anerkennung und Beachtung. Es kam zur Organisation von Mönchsgemeinschaften, die nach einer eigenen Ordnung, einer „Regel“, lebten. Wichtige Vertreter sind der Einsiedler Antonius und der Begründer des abendländischen Mönchtums, Benedikt von Nursia.

Christinnen und Christen mussten immer wieder durch Phasen der staatlichen Verfolgung hindurch gehen. Manche römische Kaiser und ihre Umgebung sahen im Bekenntnis zu Jesus als dem Herrn der Welt und der Geschichte eine Gefahr für ihre Alleinherrschaft. Den Christen wurde ein Opfer, z.B. das Streuen von einigen Weihrauchkörnern vor einem Kaiserstandbild abverlangt, ein Zeichen der göttlichen Verehrung des Kaisers, das nicht alle erbringen wollten. Diese wurden dann in Zeiten der Verfolgung zum Tode verurteilt und ließen in den Arenen der römischen Welt ihr Leben. Sie wurden nach ihrem grausamen Tod als Glaubenszeugen – als „Märtyrer“ (von „Martyrium“ = Zeugnis) verehrt, die Namen der wichtigsten werden bis heute in alten Gebeten genannt.

Mit dem römischen Kaiser Konstantin kam es zu einer Wende. Er erkannte, dass die mittlerweile

einflussreich gewordenen, zahlenmäßig aber noch kleinen christlichen Gemeinden, dem römischen Reich eine einheitliche Vision vermitteln könnten. Dazu müssten sich ihre Vertreter aber zu einer einheitlichen Lehre und Auffassung durchringen, was sich als recht schwierig erwies. Erst nach mehreren kirchlichen Versammlungen, sogenannten allgemeinen oder ökumenischen Konzilen, kam es zu jenen Formulierungen, die wir heute als christliche Glaubensbekenntnisse bezeichnen.

Christen, die sich in ihrem gläubigen Empfinden nicht den entstandenen Kompromissformulierungen unterordnen wollten, wurden isoliert und es kam zu ersten Spaltungen. Diejenigen, die sich den gemeinsam formulierten Glaubenssätzen unterordneten, verstanden sich als „Rechtgläubige“, mit einem griechischen Wort als „orthodoxe“ Christen. Mitunter kam es vor, dass christliche Gelehrte in ihren schriftlichen Werken über Gott, also in ihren „Theo – logien“ (von Theos = Gott und Logos = Wort) von anderen als nicht rechtgläubig wahrgenommen wurden. Denn: Schriftliche Formulierungen können verschieden interpretiert werden, der lebendige Austausch im Gespräch bleibt daher wichtig, um zu begreifen, worum es jemand geht. Manchmal müssen verschieden Anschauungen

nebeneinander stehen bleiben, das kann wertvoller sein als eine erzwungene Einheitlichkeit

Der Zustand verschiedener Sichtweisen und Formulierungen des christlichen Glaubens dauert bis heute an. Im letzten Jahrhundert ist die Bewegung der *Ökumene* groß geworden (von Griechisch „Oikos“ = Haus und „Monos“ = einzig), also das Bestreben, alle Christen in einem einzigen geistigen Haus zusammen zu führen.

Christengeschichte II: Der Weg zu mehr Gemeinsamkeit

Gemeinsam ist allen Christen das Bekenntnis zu Jesus als dem Herrn der Welt und der Geschichte. Doch schon in den Worten, mit denen Christen die Beziehung von Jesus zu Gott ausdrücken, gibt es verschiedene Akzentuierungen. Charakteristisch für alle Christen ist das Bewusstsein, dass Gott zwar einzigartig, aber nicht einsam ist, dies ist wohl die wesentliche Erklärung dafür, dass das Bekenntnis zu dreieinigen bzw. dreifaltigen Gott sich bis heute erhalten hat. Und alle Christen gehen davon aus, dass die Trennung der Menschen von Gott durch Jesus aufgehoben wurde, dies wird zumeist als „Erlösung“ bezeichnet, mitunter auch mit dem Ziel der „Vergöttlichung“ des Menschen. Ein Bewusstsein von schuldhafter Verstrickung – Ursünde, Erbsünde – ist bei den Christen des Westens durch den Theologen Augustinus verankert worden. Heutige Menschen empfinden diese Schuldfixierung problematisch. Umgekehrt machen manche Christen ihren Zeitgenossen zum Vorwurf, zu wenig auf die Brüchigkeit des Lebens zu achten und keinen Sinn dafür zu haben, dass in jeder Biographie die Einsicht in das Fragwürdige und Schuldhafte ihren Platz haben muss. Allgemein kann festgehalten werden,

dass die meisten Menschen heute, wenn Religion bei ihnen zum Thema wird, eher an der *Lebensbewältigung* als an der *Schuldbewältigung* interessiert sind, wenn auch diese eine große Rolle spielen kann.

Geistliches, also Spirituelles, hat im Christsein immer schon eine Rolle gespielt, in früheren Jahrhunderten oft als von Autoritäten verordnete Gebets- und Gottesdienstpraxis, heute in der Suche vieler nach Zeiten und Orten der Stille und der erfahrbaren Gegenwart des Nicht Alltäglichen, des „Göttlichen“.

Es gibt also eine Einheit von Glauben, spirituellem Leben und Geschichte der Christenheit, eine Einheit, die sich immer wieder in *Widersprüchen* äußert: Auf der einen Seite: Christlicher Glaube als eine Praxis der Liebe, von der man heute annimmt, dass sie sich wesentlich als Akzeptanz zeigen sollte, als ein Achten anderer Meinungen und Glaubensformen. Auf der anderen Seite: Die Geschichte der Christenheit war auch eine Geschichte der Intoleranz, der Ketzerverfolgungen, der Hexenverbrennungen und der Kreuzzüge. Eine Geschichte, in der Christen sich gegenseitig verfolgten und töteten. Daher für viele Menschen klar, dass man dem Christentum nicht trauen kann, vor allem dann nicht, wenn es sich als

Institution, als „Kirche“ präsentiert. So sehr einzelne Vertreter von Kirchen geschätzt werden, die Achtung vor ihnen entsteht nicht auf Grund ihrer *Kirchlichkeit*, sondern auf Grund ihrer *Menschlichkeit*. Der Glaube als Besitzanspruch auf die einzige Wahrheit, die anderen aufgedrängt werden muss, ist berechtigterweise in den Augen heutiger Menschen suspekt.

Lebendigkeit in dunklen Stunden: Das Bild des Kreuzes

Das 21. Jahrhundert hat uns heutigen Menschen großartige Möglichkeiten geschenkt. Aber trotz aller moderner Kommunikations- und Informationstechnologien bleiben wir verhaftet in alten Verhaltensweisen: Flucht und Kampf, Suche nach Schuldigen und Rache. Die Hirnforschung erklärt dies mit unserem biologischen Erbe. Rational argumentierende psychologische Argumentationen und esoterische Ratschläge und Praktiken verfolgen zumeist dasselbe Ziel: Alte „Muster“ des Verhaltens sollen aufgelöst werden, wir könnten dann befreiter, glücklicher leben und effektiver zusammenarbeiten und unsere Konflikte bewältigen.

Neben scheinbar schnell erlernbaren Meditationsformen und esoterischen Praktiken erscheinen traditionelle Religionen mit ihren Institutionen und Wahrheitsfixierungen als steinzeitlich, als friedens- und fortschrittsfeindlich. Dieser Vorwurf trifft zunächst den Islam, der von vielen mit politischem Fanatismus und Fundamentalismus identifiziert wird. Aber auch das Christentum und das Judentum kommen schlecht weg. Sie gelten als monotheistische Religionen mit

Anspruch auf alleinseligmachende Wahrheiten und man erwartet sich von ihren gläubigen Vertretern eine vormoderne Grundeinstellung: In den Augen derer, die sich als ungläubig empfinden, bedeutet „Glaube“: eingeschränkt sein im eigenen Denken, unselbständig und ängstlich sein und daher etwas brauchen, was Halt und Trost gibt, nicht leben können und daher das Leben nach dem Tod zum Ziel haben. Eine gewisse Beachtung findet in den Augen heutiger Menschen der Buddhismus, und zwar als Idee der Lebensbewältigung durch geistige Distanzierung, der Buddha in den Vorgärten und Wellness Einrichtungen als Bild des Versunkenseins und der Einheit mit der Natur, jenseits aller Realität von Hektik und Ressourcenerstörung.

Der Wirklichkeit des Lebens und der Welt kritisch ins Auge zu blicken und das eigene Leben verantwortlich zu gestalten gilt heute als die wesentliche Lebensaufgabe. Spirituelle Zugänge sollen dabei helfen. Von spirituellen Lehrerinnen wird erwartet, dass sie Menschen vereinen, ohne sie zu vereinnahmen. Jede und jeder will sie / er selber bleiben dürfen und dennoch dazugehören zu einer großen Familie. Diese spannungsgeladenen Erwartungen drücken sich aus in der Suche nach *Bildern*, die uns ansprechen, ohne uns auf eine

ausschließliche Sicht festzulegen. Denn Bilder sagen bekanntlich mehr als tausend Worte.

Das Bild des Christentums schlechthin ist im mittel- und westeuropäischen Kontext das Kreuz – genauer: Das Kruzifix, es zeigt den Gekreuzigten (lat. Crucifixus), mit einem Ausdruck leidvoller Ergebenheit, mitunter auch schmerzvoll aufgebäumt. Im Gegensatz zum friedvollen Buddha ein grausames, abschreckendes Bild. Es darf nicht verwundern, dass diese Darstellung mehr und mehr in Verruf kommt, vor allem bei Menschen, die mit christlichen Glaubensinhalten gar nicht oder nur wenig vertraut sind. Geläufig für gläubige Christen ist dieses Bild und auch Ausdruck ihrer Frömmigkeit: – „Der Herrgott hat auch viel mitgemacht“ – ein Trost für viele, deren Leben schwer und manchmal unerträglich ist. Aber dies ist nicht nur ein Aspekt der christlichen Wirklichkeit. Ohne die Botschaft, dass dieser geschundene Mensch nach seinem qualvollen Tod auferstanden ist und bei Gott aufgehoben ist, „zur Rechten Gottes sitzt“, wäre die Kreuzesdarstellung absurd oder eine perverse Verherrlichung des Leidens. Das wird immer wieder als Argument vorgebracht: Christen würden bewusst die dunklen Seiten des Lebens suchen, sich in finsternen Kirchen verkriechen, ein trauriges Leben führen, freudlos und

lustlos. Gerade in unserer Zeit, die uns in den Botschaften der Werbung ein glückliches Leben verspricht, wirkt die Präsenz des leidenden Christus als Spaßverderber. Und weil immer mehr Menschen in ihrem spirituellen Bereich nach Ausgeglichenheit, Gelassenheit und Lebenszufriedenheit suchen, sind vor allem sie durch den leidenden Jesus irritiert. Es darf vermutet werden, dass eine solche Irritation durchaus sinnvoll sein kann und sensibel machen kann für leidende Mitmenschen und Kreaturen und uns darüber hinaus von einer Verdrängung der negativen Seiten des Lebens befreit. Aber die Frage bleibt: Wie gehen wir mit diesen Zusammenhängen um?

Der christliche Glaube, wenn er sich an Jesus orientiert, verherrlicht das Leiden nicht. Wir verdanken ihm einem Menschen, der die freudvollen Seiten des Lebens gekannt und genossen hat. Jesus war als „Fresser und Weinsäufer“ verrufen, als „Freund der Zöllner und Huren“. Feste feiern, ins Gespräch kommen, durch seine Offenheit provokant und dann wieder erstaunlich verständnisvoll, diese seine Haltungen und Einstellungen zeigen sich in den Erzählungen des Neuen Testaments. Ein junger Mann, glühend in seiner Verbundenheit mit dem Göttlichen, das für ihn persönlich, als Vater, sogar als

„Papa“, ansprechbar war. Unbeirrbar geht er den Weg, den er für den seinen und den richtigen hält. Er hat ein Gespür für die Menschen, die ihm über den Weg laufen, lässt sich von ihnen und ihren Sorgen berühren, hat aber kein Interesse daran, sich in alles und jedes einzumischen, was an ihn heran getragen wird. Er durchschaut die Reichen, die sich sicher fühlen und stellt sich in die Reihe derer, die den tagtäglichen Kampf ums Überleben kennen. Mit ihnen teilt er, was er hat und macht sie fähig, das wenige, das sie haben, gemeinschaftlich zu nutzen. Er könnte die Massen begeistern, sie zusammenschweißen und zur Revolution anstacheln – aber er bevorzugt es, dem Einzelnen, der mit ihm geht, alle Illusionen und Träume von Macht über andere zu nehmen. Provozierend seine Formulierungen, die individuelle Umkehr fordern. Jeder hat nur eine veränderbare Wirklichkeit: Sich selber! Und: Den Nächsten, der auf deine Zuwendung angewiesen ist, kannst du dir nicht selber aussuchen. Es ist jeweils der, der auf dich zukommt, dabei kommt es nicht auf Kultur und Religion an. Jesus kann und will auch keine Ehrenplätze und Chefpositionen vergeben, wer sich mit ihm auf den Weg macht, soll sich auch auf dunkle Stunden vorbereiten. So wird er für seine Freunde und

Begleiter immer mehr zum großen Unbekannten, vor dem man nicht sicher ist und von dem man nicht weiß, was er morgen tun wird. Ein Mann, immer für Überraschungen gut, kaum glaubt man, ihn verstanden zu haben, zeigt er sich von einer neuen Seite. Unberechenbar für die Mächtigen, nicht einschätzbar für die Religiösen, eine Gefahr für das öffentliche Leben in einem Land, in dem auch das kleinste Feuer einen Flächenbrand entfachen kann.

In Erinnerung bleiben wunderbare Geschichten. Menschen, vom Leben geschlagen, werden in seiner Nähe gesund. Das, was sie immer von Gott erwarteten, wird in seiner Nähe erfahrbar. Gott rettet. Gott heilt. Tiefes Vertrauen, Dankbarkeit, Gemeinschaft, die tiefer geht als Familie und Verwandtschaft, eine Verbundenheit, in der man nichts mehr verdrängen und verbergen muss. Die Metapher dafür: „Reich Gottes“. Da haben die „Dämonen“ keine Chance. Jene Mächte, denen sich Menschen hilflos ausgeliefert fühlen, sind überwunden. Dann, wenn es keine Aussicht auf Veränderung und Verbesserung gibt, eröffnet das Vertrauen in Jesus eine neue Sichtweise: „Dein Glaube hat dich gerettet.“ Mit diesen Worten erklärt Jesus das Unerklärliche.

Im 21. Jahrhundert

Wir leben im Zeitalter der Menschenrechte, das gilt zumindest für die sogenannte westliche Welt, und hoffentlich eines Tages auch auf anderen Kontinenten. Achtung vor der Individualität des anderen Menschen, ein Leben nach der Goldenen Regel: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Oder, positiv formuliert: Behandle die anderen so, wie du selber von ihnen behandelt werden möchtest. Akzeptanz und Respekt können, so befürchten einige, in Gleichgültigkeit ausarten, daher die folgende Ergänzung: Die Achtung vor dem anderen gebietet auch, ihm Feedback zu geben, wie ihr/sein Verhalten auf mich wirkt. Nicht alle zwischenmenschliche Probleme lassen sich so lösen, aber dies ist zumindest ein guter Zugang zu einer Lösung.

Diese Einstellung verdanken wir einem langen geschichtlichen Prozess. In ihm spielen religiöse Impulse eine wesentliche Rolle, aber auch philosophische Überlegungen. Vor allem die geschichtliche Epoche der Aufklärung ist hier zu nennen, im Denkkontext mit den Ansätzen der alten Griechen und Römer. Vermehrt gelangen auch fernöstliche Philosophien in den Blickpunkt, hier

ist der Gedanke der Gewaltlosigkeit ein wesentlicher Aspekt.

Nicht alle politischen Probleme können heutzutage gewaltlos gelöst werden, es ist aber ein Fortschritt, dass sich immer mehr Menschen nach gewaltlosen Lösungen sehnen, wenn auch in einem Klima der Angst, der Unterdrückung und Perspektivenlosigkeit Gewalt und Terrorismus als einziger Ausweg erscheint.

Das Christentum hat in seiner Geschichte den Wert des Friedens stets betont, doch immer wieder kam es zu Rückfällen in ein gewaltsames Denken und Handeln, zu Zwang und Unterdrückung in Glaubensfragen. In der heutigen Welt ist das Christentum nur dort glaubwürdig, wo die Werte des Friedens, der Toleranz und Akzeptanz von Christen gelebt werden.

Das zentrale Moment des christlichen Glaubens ist das Geschehen rund um die Kreuzigung Jesu Christi. Die Geschichte, wie sie in den Evangelien überliefert ist, spricht für sich. Jesus wird, nachdem er mit seiner Idee von der jetzt schon beginnenden göttlichen Welt („Königtum Gottes“ in biblischer Sprache) keinen Anklang bei den religiösen und politischen

Autoritäten findet, zum Tod verurteilt. Seinen Freunden (in biblischer Sprache „Jüngern“) gestattet er keinen gewaltsamen Widerstand, wohl wissend, dass dieser in einem typischen heldenhaften Fiasko enden würde, wie es in der Geschichte der Menschen immer wieder vorkommt. Also ein tragisches Ende ohne Hoffnung auf Änderung? Die Evangelien sehen es anders. Gott hat Jesus in seine Wirklichkeit hinein aufgehoben – das ist die Botschaft der sogenannten „Auferstehung“. Kein Verbleiben in der sichtbaren Welt, sondern eine Wirksamwerden einer unsichtbaren, göttlichen Welt. Wer dieser Auffassung Glauben schenkt, wird erlöst von aller Hoffnungslosigkeit – und auch das eigene persönliche Leben und die Einsicht in die eigenen Irrwege („Sünden“) erhält eine neue Bedeutung: Die Irrwege können verlassen werden und neue Weg können gesucht werden. Am Ende des Lebens stehen dann nicht Gericht und Verurteilung, sondern Versöhnung und Vollendung.

Gemeinschaft Kirche

Christen können ihren Glauben in Gemeinschaft erfahren und verwirklichen. Das ist die Bedeutung von „Kirche“. Einer allein ist in seinen erfahrbaren Lebenszusammenhängen immer wieder bedroht von Resignation und dem Zurückfallen in alte Muster. Natürlich gibt es in unserer Zeit eine Fülle von virtuellen Gemeinschaften, die ebenso wie die christliche sich um Liebe, Barmherzigkeit, Frieden, Toleranz und Wohlwollen bemühen. Die kommenden Jahre und Jahrzehnte werden zeigen, welche Gemeinschaften und Wege sich bewähren.

Die Einladung geht an alle Menschen, also auch an Sie: Der Glaube an Gott, so wie er durch Jesus uns ermöglicht wurde, ist eine sinnvolle Weise, menschlich stimmig zu leben, mit all den Unsicherheiten und Zweifeln, die das Leben mit sich bringen kann. Selbst Dunkelheit und Verzweiflung werden von diesem Glauben berührt und bestenfalls sogar erträglich.

Der Freiraum, der von Gott ermöglicht wird, liegt in ihm selbst begründet. Denn, Gott ist „Leben in Beziehung“, dreieinig, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Und die Welt, die uns umgibt und deren Teil wir sind,

das Weltall, wie es als Makro- und Mikrokosmos durch die Naturwissenschaft erschlossen wird, ist das hier und heute erlebbare Ergebnis der Kreativität dieses Gottes in Beziehung, seine „Schöpfung“. Das, was wir als bedrückend erleben, die Art, wie sich Menschen gegenseitig das Leben schwer machen, ja „zur Hölle“ machen, ist allerdings vorläufig, genauso wie die Schicksalsschläge, die uns treffen. Voller Sehnsucht nach dem, was am Ende kommt, wenn die Schöpfung von allen Übeln befreit sein wird, warten Christen in Gemeinschaft auf die neue Begegnung mit dem, der ihnen Hoffnung und Unerschrockenheit, heilende Zuwendung und provozierende Liebe vorgelebt hat, sie „harren aus in der Erwartung der Wiederkunft Jesu Christi“. Dieses gemeinschaftliche Ausharren in einem aktiven Erwarten, verbunden mit der Praxis der Nächstenliebe, ist das Wesen der Kirche.

Altkatholische Verwirklichung

Die Form der Glaubensgemeinschaft, die sich Kirche nennt, kann also nur eine „allgemeine“ sein: Kein Klub, keine elitäre Runde, sondern alle umfassend, die sich von diesem Glauben berühren lassen. Eine allgemeine, auf Griechisch „katholische“ Kirche. Und in dieser Kirche haben alle eine Stimme, aber nicht um einander zu überschreien: Jede Stimme eines jeden Einzelnen kann sich einfügen in einen großen Chor, in einen Zusammenklang, der nicht von oben verordnet ist und auch die Individualität des Einzelnen nicht auslöscht. Auf der Suche nach dem gemeinsamen, dem synodalen Weg, kommt es, weil wir Entschiedenheit brauchen, immer wieder zu Entscheidungen, aber keine davon soll sich als letztgültig oder unfehlbar verstehen. So bleibt das „Alte“ des Glaubens, den keiner für sich neu erfinden muss, immer die Grundlage – sprachlichen Ausdruck findet das „Alte“ in den überlieferten Glaubensbekenntnissen. Nicht ihre Form ist dabei entscheidend, sondern der Inhalt, den wir immer wieder neu im Leben verwirklichen.

Die altkatholische Bewegung war von Anfang an getragen von der Vorstellung, dass der größte Feind des Glaubens der Zwang ist. Wo in einer Kirche etwas

erzungen wird, gibt es nur die Möglichkeit von Unterwerfung oder Widerstand. Menschen, die von einem Ideal der Freiheit durchdrungen sind, müssen dann den Widerstand wählen, wenn ein persönlich stimmiger und freier Glaubensvollzug für sie unmöglich gemacht wird. Daher formierten sich die Altkatholiken notgedrungen zu eigenen Kirchen und gestalteten diese nach dem bischöflich – synodalen Prinzip. Auf dieser Grundlage wird sowohl Wert gelegt auf Kontinuität zum Ursprung und Kern christlichen Glaubens, als auch Rücksicht genommen auf die jeweiligen zeitbedingten Lebensumstände und gesellschaftlichen Entwicklungen, die eine ständige Herausforderung sind. Wie kommt das wertvolle und wichtige „Alte“ gut im Heutigen an? Muss nicht stets nach neuen Worten gesucht werden, dass die Rede von Gott, die Theologie, nicht verstaubt wie Bücher in einem Regal? Natürlich sind auch neue Formulierungen nicht mit einem Ewigkeitszertifikat ausgestattet, aber sie können eine Anregung sein, mitunter auch für Aufregung sorgen. Neben dem Bewährten und Feierlichen, das seinen Platz hat, ist das Neue und unkonventionell Formulierte und Praktizierte oft der Anstoß für eine Besinnung, die nicht in einer äußerlichen Besinnlichkeit stecken bleibt. Bis heute lebt daher in

den altkatholischen Kirchengemeinden dieser diskursive Geist, es ist möglich, Fragen zu stellen, ohne schief angeschaut zu werden. Alles, was als Tradition gilt, kann ja nur weiter bestehen, wenn es in Frage gestellt und in erneuerter Form wieder angenommen wird.

Altkatholiken wollen nicht „die einzig wahre“, „die wirklich bibelgemäße“, „die bessere“ oder „die modernere“ Kirche sein. Sie wollen „einfach Kirche sein“. Ihnen geht es darum, dass Menschen im Glauben einen Mehrwert für ihr Leben entdecken und aus innerer Überzeugung spüren: Es lohnt sich, dabei zu sein. Hier bin ich verstanden und zugleich herausgefordert, hier darf ich kommen und kann mich einbringen. Hier bin ich frei und doch nicht allein gelassen mit meinen Fragen und Lebenserfahrungen. Und hier, im großen Horizont Gottes, darf ich hoffen, dass mein Leben reicher, schöner und tiefer wird.

So bleibt es wesentlich für Altkatholiken, dass sie Individuen mit einem persönlichen Zugang zum Glauben sein dürfen und sich zugleich zugehörig fühlen dürfen zu einer Gemeinschaft, die den eigenen Glauben vertieft und bereichert. Aus einer altkatholischen Perspektive bleibt dadurch auch das

Wesen des Glaubens lebendig, nämlich: Freunde Gottes, des Lebens und der Lebendigkeit sein zu dürfen. Auseinandersetzungen gehören genauso dazu wie das Sich Zusammensetzen und liturgische Feiern, in dankbarer Erinnerung dafür, dass wir Menschen sind und bleiben dürfen, selbst in Schmutz und Elend, weil eingeladen von dem, der die Krone des göttlichen Lebens für alle bereithält.

